

I. Immer wieder süchtig nach bedruckten Seiten, nach Sätzen, so brennend wahr, dass sie durch den Buchdeckel leuchten, nach Worten, die einen hell machen vor Einverständnis. Wie jene von Lars Saabye Christensen in *Nachtschatten*, einem seltsamen, unheilvollen und berauschend schönen Roman. Er glüht noch vom Ende des vergangenen Jahrs herüber, wird weiterglühen über Jahre hinaus. So vieles kommt zur Sprache: Einsamkeit, Wahrnehmung, Macht. Die Nöte eines Jungen, der vielleicht doch ein Mädchen ist. Die Zeit, immer wieder. Und Missverständnisse, unvermeidbar, sobald man Worte benutzt oder Gesten.

Ein komplex und kontrastreich komponiertes Stück Literatur, ein Höllenspektakel, ziseliert aus silberner Stille. Und der Stil: Staccatosätze, als hetze jemand in Stöckelschuhen eine nächtliche Straße entlang, dann wieder schweben fast unbegreiflich leichte Zeilen in der Luft wie Schmetterlingsstaub, wie ein Gedicht im Entstehen. Und immer wieder muss man im Lesen innehalten, erschüttert, begeistert, voller Jubel und Tränen, muss innehalten und Atem holen, bevor man sich dem Traumtreiben erneut überlässt.

II. Zwei Stellen, die aufblühen in diesem Band *Karma und andere Stories*, rot und verwegen, und beide Male ist der Mund von Bedeutung, betörend, abstoßend. Wenn die verheiratete Lakshmi sich um den eigenbrötlerischen Bibliothekar Sorgen macht und ihn anruft: Sie stellt sich während des Gesprächs seine Lippen vor, dicht an der Muschel, und ihre eigenen hält sie nah an den Hörer, unerhört kühn. Oder im Arbeitsamt, der Mann in der Schlange vor Shankar, der, wenn er redet, aus dem Mund stark riecht, tief von unten herauf, das kommt „nicht bloß von ungeputzten Zähnen“, und Shankar weicht seinen Worten aus.

Sanft und mit Sorgfalt hat Rishi Reddi die Sätze zu facettenreichen Erzählungen arrangiert, manchmal vielleicht ein wenig konventionell. Aber immer wieder richten Blätter und Blicke und Licht wahre Wunder an und ein Grauschimmer umgibt die Figuren: als entstammten sie einem anderen Aggregatzustand als die Orte, durch die sie sich bewegen.

III. Frederik Sjöberg weiß, was er an Fliegen hat, er besingt ihren Flügelschlag, ihr wohlthuendes Summen. Schon wenn er sie bei ihren lateinischen Namen nennt, klingt das zart und filigran, als hätten sich in seinen Zeilen Gespinste verfangen. Ach, und ihr betrügerisches Wesen, das Uneingeweihten Wespen vorgaukelt, denn auch von der Täuschung handelt das Buch, von der Fälschung, in der Natur und in der Kunst. Es handelt von anderen Schriftstellern, von D. H. Lawrence, von Strindberg und seiner Verachtung für Knopflozen, von Bruce Chatwin und einem Missverständnis bei Milan Kundera. In Sjöbergs poetischen Betrachtungen über Einsamkeit, weißrussische Heftzwecken und die vom Regenwald begünstigten

Gespräche über die Konsistenz des Stuhlgangs ist zudem die Biografie des Entomologen René Malaise versteckt, der die Fliegenfalle erfand, die dem Buch den Titel gab. Und dann sind da Inseln, immer wieder, Inseln in vielerlei Gestalt: eine Ruine in Rom, ein Kadaver, ein Baumstumpf.

Es ist kein sehr gründliches Buch und wer Ordnungen will und zu Ende Gedachtes, soll woanders suchen. Sjöberg hat gesammelt, was ihm so durch den Sinn ging, ohne System, aber voller Begeisterung, Andacht und Ironie, und hat unser Augenmerk auf das scheinbar Marginale gerichtet, auf das, was er als Kleingedrucktes bezeichnet. Und er hat es für uns entziffert.

IV. Die Landschaften sind schön, durch die der 14-jährige Robey auf seinem schwarzen Pferd reitet, schön und wild. Und voller Schrecken, Leichen in zerstörten Häusern, verwüstete Äcker, Fetzen, Rauch und Blut, Ströme von Flüchtenden und Fuhrleute, die haufenweise Verstümmelte und Tote transportieren. In den Wirren des barbarischen amerikanischen Bürgerkriegs sucht Robey nach seinem Vater und findet ihn, Monate später, auf dem Schlachtfeld von Gettysburg: sterbend unter Heerscharen von Sterbenden, die schon von gierigen Händen gefleddert werden. Aber er findet auch ein Mädchen, von einem Prediger vergewaltigt und schwanger, das bringt er, anstelle des Vaters, mit zurück nach Hause.

Dicht stehen die Sätze von Robert Olmstead, dunkel und durchpocht von poetischen Bildern. Und trotz des kruden Themas hat der Roman *Der Glanzrappe* etwas Verzauberndes, Leichtes: so wie Nebel leicht sind, wandelbar und naturgegeben. Und wenn sie sich in diesem Buch lichten, geben sie den Blick frei auf Unvorstellbares. Man fühlt sich beim Lesen oft wie ein Kind auf einer Fahrt durch die Geisterbahn, doch die Gespenster sind echt.

V. Die Wehrlosigkeit, die man empfindet, wenn der Blick beim Betrachten eines Unfallfotos auf einen leeren Schuh am Rand der Katastrophe stößt. Das Flirren des Frühjahrs im Klassenzimmer, in dem Miss Bessie, mit schönen Schuhen an den Füßen, ein Gedicht interpretieren lässt. Die Manöver des sterbenden Vaters, der ein Paar Schuhe ums andere kauft für seine schmerzenden Füße; sie sammeln sich unbenutzt im Schrank, weil er nicht mehr aus seinem Sessel aufsteht.

Immer wieder gibt es in diesen Geschichten, stark und sinnlich, solche Eindrücke, Stilleben mit Schuhen und quer-treibenden Gedanken. Wie kühl und schön Margaret Atwood die Kunst beherrscht, das Einzelne, Kleine zu nennen: Es nimmt Farbe und Bedeutung an und bleibt, wie Kletten im Haar, im Bewusstsein hängen. Plaudernd erzählt sie in dem Band *Moralische Unordnung* von Kindheit und kopflosen Reitern, von Gegenden, in denen von „knochenlosen Hühnerfrüchten“ die Rede ist, wenn Eier gemeint sind, von der Dunkelheit, die

möglicherweise auf Weisheit hinausläuft, von Kindern, in Kühlschränke gesperrt. Atwood schreibt: „Die Vögel sangen“, und im nächsten Satz: „Der Matsch trocknete.“ Und man grinst und es geht einem gut.

VI. Wie oft sitzen sie da, Moss, der den blutigen Schauplatz findet und die Millionen, Chigurh, der deswegen hinter ihm her ist, und Sheriff Bell, der es einfach wieder richten will und weiß, dass die Zeit dafür vorbei ist, wie oft sitzen sie da, ewig lang, und denken nach. Immer wieder der Blick aus dem Fenster, in die Landschaft, die weit ist und leer, eine Wüste. „Tiefe Schatten. Stille. Nichts.“ Immer wieder, im Film wie im Buch. Augenblicke, karg, intensiv, voller Belang.

Tragweite. Darum geht es in Cormac McCarthys *Kein Land für alte Männer*. Denn ganz gleich, was man tut, es hat Folgen. Und irgendwann kommt der Tag, da taucht einer auf und sagt etwas von der Bilanz, die gezogen wird. Und sagt, „was geschehen ist, lässt sich nicht ungeschehen machen“. Und sagt, irgendwo habe man eine Wahl getroffen, „aus der sich alles bis hierher ergeben hat“, und dann tötet er. Nicht grausam, nicht mit sadistischem Vergnügen. Und nicht kurz und schmerzlos. Chigurh tötet, weil die Dinge, die davor geschehen sind, zu diesem Punkt geführt haben. Das setzt er den Opfern auseinander, bevor er sie umbringt. Die Logik dahinter. „Es gibt für alles einen Grund.“

Die Welt ist in einem Zustand, in dem es die Menschen nicht mehr in der Hand haben: dafür haben sie es jahrzehntelang zu arg getrieben. Die Welt ist verkommen, hat Männer wie Chigurh hervorgebracht, und der verrichtet seine Arbeit. Methodisch, unaufhaltsam, humorlos. Mit Moral braucht man nicht mehr zu kommen: die Chance ist vertan. Im Buch wie im Film. Und im wirklichen Leben?

VII. „Die Gärten sind montags unmöglich“, schreibt Max Ernst in das seinem Freund André Breton gewidmete Exemplar seiner *Une semaine de bonté*, der „Woche der Güte“. Ja: montags die unmöglichen Gärten, nachdem am Sonntag der Löwe in mannigfaltiger Gestalt lüstern durch die Straßen gestapft ist, lockend, verführend, mit Säbelknochen, mit Sekt: und es mündet in Folter und Mord. Tage der schäumenden Flut in den Gemächern, Schlangen wie sündiger Schmuck und die Schwerkraft beim Teufel. In den Winkeln wächst es heran, aus den Schatten schliert sich Verdacht, und selbst die Ornamente ringeln sich zu geiferndem Gewürm. In der Wohlanständigkeit großbürgerlicher Salons streifen die Flügel von Engeln und Fledermäusen den Tod, Drachenwesen und Vogelmenschen lesen die Zukunft aus dem Augensatz ihrer Opfer, und ein garstiger Schwanz schiebt sich schnell aus dem Bild. Grüfte stehen offen, Türspalte gähnen: Es ist nicht weit bis zur nächsten Heimsuchung, bis zur nächsten monströsen Verstümmelung. Aber die Spiegel sind leer, und die Hähne krähen vor Ver-



gnügen. Was sind das für wundersame Gewächse aus Knochen und Blüten, was sind das für Stürze vorbei an geflochtenen Blutgefäßen, was sind das für Märchen und Greuel.

Das, was andere wegen der Ungereimtheit Träume nennen, ist für Künstler wie Max Ernst nichts als der „ursprüngliche Atem der Wirklichkeit“: eine reißen Phantasie voller Stromschnellen, an denen der Verstand zerschellt und kentert.

II

Zum Weiterlesen:

Lars Saabye Christensen, **Nachtschatten**. Übersetzt von Christel Hildebrand. btb, München 2007. 287 Seiten, 19,95 Euro

Rishi Reddi, **Karma und andere Stories**. Übersetzt von Miriam Mandelkow. Ullstein, Berlin 2008. 220 Seiten, 18,00 Euro

Fredrik Sjöberg, **Die Fliegenfalle**. Über das Glück der Versenkung in seltsame Passionen, die Seele des Sammlers, Fliegen und das Leben mit der Natur. Übersetzt von Paul Berf. Eichborn, Frankfurt a. M. 2008. 239 Seiten, 17,95 Euro

Robert Olmstead, **Der Glanzrappe**. Übersetzt von Jürgen Bauer. Eichborn, Frankfurt a. M. 2008. 261 Seiten, 28 Euro

Margaret Atwood, **Moralische Unordnung**. Übersetzt von Malte Friedrich. Berlin Verlag, Berlin 2008. 254 Seiten, 19,90 Euro

Cormac McCarthy, **Kein Land für alte Männer**. Übersetzt von Nikolaus Stingl. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2008. 284 Seiten, 19,90 Euro

Max Ernst, **Une semaine de bonté**. Die Originalcollagen. Hrsg. von Werner Spies. DuMont, Köln 2008. 320 Seiten, 39,90 Euro

Ingrid Mylo, Jahrgang 1955, lebt als Schriftstellerin in Frankfurt a. M. und Kassel. Demnächst erscheint von ihr *Männer in Wintermänteln* im Verlag Das Arsenal, Berlin.